

Universitätsbibliothek Wuppertal

Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche

eine Freundschaft ; nach ungedruckten Dokumenten und im
Zusammenhang mit der bisherigen Forschung

Bernoulli, Carl Albrecht

Jena, 1908

I. Der Ewigkeitswert der "Tendenz Nietzsche"

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechteinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechteinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-2114](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-2114)

wußt, das ihm von Hause aus nicht eigen war. Also immerhin ein Gesicht — wird man sagen; am Ende ist eine unerfreuliche Schöpfung immer noch besser als das Chaos, da man an ihr doch lernen kann, wie es nicht zu machen war. In der That soll das Verdienst, in der Verbreitung von Nietzsches Tat überhaupt einen gleichviel wie beschaffenen Anfang gemacht zu haben, aus Gründen der Gerechtigkeit anerkannt sein. In allen Einzelheiten hingegen hat die Kritik ihres Amtes zu walten. Statt anzuklagen, gilt es zur Besinnung zu kommen. Noch nie hat die Hinterlassenschaft eines deutschen Dichters oder Denkers solche Abenteuer erlebt. Insofern eine nicht unpassende Fortsetzung zu dem, was an Nietzsches Leben als pittoresk hervorzuheben war. Im ganzen aber besteht die Pflicht, den tiefen, durch einen gesunden Nervenstrang zusammengehaltenen Sinn in Nietzsches System von den Zutaten und Wucherungen des Zufälligen in seiner bisherigen Auslegung zu entbinden. Was Nietzsche bei totem Geist und doch lebendigem Leibe an seinem eigenen Nachlaß zu erleben bekam, bildet sicher ein einzigartiges Kapitel der deutschen Literaturgeschichte. Es kann jedoch wahrheitsgetreu nur geschrieben werden, wenn man sich jenen elementaren Nietzscheschen Sinn zu vergegenwärtigen sucht und ihn zum Maßstabe nimmt für die Reihe mannigfaltiger Geschehnisse, unter deren Summe Nietzsches Ruhm zu verstehen man sich heute noch bequemen muß. Wir beginnen also mit einer allgemeinen Erörterung und erzählen dann, was sich ereignet hat.

Die abenteuerlichste Hinterlassenschaft eines deutschen Dichters oder Denkers

I. Der Ewigkeitswert der „Tendenz Nietzsche“



verbeck hat einen europäischen Allermweltsonderling von Turin abgeholt, nicht ein anerkanntes Genie. Das wesentlichste Ruhmestheil, das Nietzsche mit wachen Sinnen erlebte, stammte im Grunde immer noch aus jener Zeit der Frühreise zu Anfang der siebziger Jahre in Verbindung mit dem Namen Wagner und der Sache von Bayreuth. Je mehr er sich aber auf sich selbst besann und den Mut zu eigenen Wegen besaß, desto mehr wich dieser Jugendruhm dem Mißverständnis und der Feindschaft; zuletzt war er, kann man wohl sagen, weit mehr berüchtigt als berühmt. Indessen fällt an der spärlichen Kette der noch von ihm selbst erfahrenen Erfolge auf, daß sie samt und sonders

Nietzsche während seiner Schaffenszeit mehr berüchtigt als berühmt

Wenige aber aus-
gesuchte Verehrer

weit eher sonderbar und fast abenteuerlich zu nennen sind, als irgendwie selbstverständlich und banal. Den ersten Enthusiasmus aus dem ihm nicht vorher schon befreundeten Leserkreise erfuhr er durch die tragikomische Verehrung jener rabiaten und unheimlichen Jüngerin Rosalie Nielsen; — in Wien wurde auf Nietzsches Namen, als er kaum dreißig Jahre alt war, ein Verein gegründet; — Prinz Georg von Preußen gehörte, wie Rée von seinem Berliner Buchhändler erfuhr, schon zur Zeit von „Menschliches, Allzumenschliches“ zu Nietzsches eifrigsten Lesern; — im Herbst 1885 schreibt Nietzsche an von Seydlitz (Briefe I, S. 471): „In Florenz überraschte ich den dortigen Astrologen auf seiner Sternwarte, welche den schönsten Gesamtüberblick über Ort, Tal und Fluß gibt. Sollte man's glauben, daß er neben seinem Arbeitstische die sehr zerlesenen Schriften Eures Freundes hatte und daß er, ein schneeweißer alter Mann, mit Begeisterung Stellen aus ‚Menschliches, Allzumenschliches‘ rezipierte?“ — „Die Erfahrung, daß Nietzsche Flügel wirkt“, bemerkt Fräulein von Salis (S. 24), „hat mir Carmen Sylva, die ihn in schweren Leidenstagen las, im Herbst 1895 bestätigt.“ Sehr lehrreich ist auch, was Deussen erzählt (S. 94): „Längere Zeit bevor die allgemeine Aufmerksamkeit sich Nietzsche zuwandte, trat eines Tages im Sprechzimmer der Berliner Universität ein junger Privatdozent zu mir und bat mich, ihm über Nietzsche, dessen Schriften er gelesen habe, einiges Nähere mitzuteilen. Ich erzählte ihm darauf von Nietzsches absonderlichem Lebensgange, wie er seiner Professur entsagt habe und nun als Einsiedler lebe, wie sich seine Einkünfte nach Verlust des Gehaltes nach dem, was Kastan mir unlängst darüber mitgeteilt habe, auf ein aus drei verschiedenen Fonds zusammengefloßenes Stipendium von 3000 Franken jährlich beschränkten, und wie ich dementsprechend Nietzsche vor kurzem zu Sils-Maria in der bescheidensten Lebensführung wiedergefunden hätte. Der junge Mann hörte mir aufmerksam zu und fragte zuletzt, ob man nicht für Nietzsche etwas tun könne. Ich sah ihn groß an, denn ein Privatdozent ist nicht leicht in der Lage, noch für andere etwas übrig zu haben, versprach indessen, die Sache weiter zu überlegen. Nicht gering aber war meine Überraschung, als ich zwei Tage darauf von dem jungen Manne die briefliche Mitteilung erhielt, daß es ihm gelungen sei, für Nietzsche die Summe von 2000 Mark zusammenzubringen, und daß ich dieses

Geld ohne Nennung des Gebers an Nietzsche senden möge. Ich willigte ein, der junge Mann brachte das Geld, ich packte es ein mit einem Schreiben an Nietzsche des Inhalts, daß ein Freund seiner Werke, der nicht genannt sein wolle, ihm Beiliegendes schicke, und ich veranlaßte den Spender, seine Gabe selbst zur Post zu bringen. Diese Sendung erfüllte Nietzsche mit dem tröstlichen Bewußtsein, daß es in der kalten, teilnahmslosen Welt doch auch Menschen gebe, die mit warmer Liebe zu ihm und seiner Sache hielten.“ — Entweder also: Nietzsche kam sich gänzlich verkannt und totgeschwiegen vor, oder aber: die seltenen Beweise, daß er verstanden und geliebt war, trugen jenes aparte, untriviale Gepräge, das zu ihm paßte. Man meint vielleicht, das ehemals Versäumte sei nun mehr als wieder gut gemacht. In Wirklichkeit ist das nicht der Fall. Das Ausbleiben der erhofften, wenn auch erst nur mäßig verbreiteten Anerkennung, ist für die Gestaltung von Nietzsches Werk nicht ohne Folgen geblieben. Da ihm sein frühes und reiches Schaffen vorwiegend aus seinem Ehrgeize erwachsen ist, kostete es ihn den Preis seines inneren Gleichmaßes, daß der Erfolg so ungebührlich auf sich warten ließ. Obwohl Nietzsche, wenn es darauf ankam, recht gut zu warten verstand, ist Geduld doch nie seine starke Seite gewesen. Alles, was an ihm anzusetzen ist, dürfte unschwer auf seine Besorgnis zurückzuführen sein, er habe keine Zeit mehr, er müsse sich beeilen. Hätte man ihm das biblische Alter von siebenzig Jahren zusichern können, er würde uns kaum viel anderes zu sagen gehabt haben, aber wahrscheinlich doch noch einiges dazu und vielfach in einem andern Tone. So stehen wir vor der merkwürdigen Doppelercheinung: Nietzsches Werk ist in sich selbst völlig abgeschlossen, eine runde Welt, die unter eigenen Gesetzen steht — und doch wirkt dieses Werk nur wie eine erste Hälfte.

Was wäre geschehen, wenn sich Nietzsche von der Turiner Katastrophe erholt hätte, wie nach den Erfolgen der Anstaltsbehandlung sanguinische Liebeswallung erhoffen wollte? Da der zögernde Ruhm ihn in einen gereizten Zustand trieb, hätte der erlebte Ruhm ihn sicherlich seinen Mangel an Ruhe und Ebenmaß inne werden lassen. Er wäre dazu gekommen, seinen Überreibungen nachzugehen, sein Unrecht zu entdecken. Mehr als einen Vorhaß, den er gefaßt hat, hätte er zurückgenommen, ja ihn vielleicht in Liebe verwandelt. Jene böse Seite der „Götzen-

Nietzsches Werk
abgeschlossen und
doch nur eine
Hälfte

Der erlebte Ruhm
hätte seiner Güte
zur Wirkung ver-
holfen

Nietzsches Proleta-
rierverachtung
doktrinär

dämmerung“ — „Meine Unmöglichkeiten“ — hätte er wohl dem Rotstift unterworfen oder mindestens Schiller den „Moralrompeter von Säckingen“ und Kant den „cant“ reumütig abgebeten. Man stelle sich Nietzsche seiner Einsamkeit enthoben vor, von ausgestreckten Händen umdrängt, von dankbar leuchtenden Gesichtern umjubelt, wie er es heute sein würde — er wüßte sich vor Überraschung und Verlegenheit kaum zu helfen, so sehr war er für sich selbst nur als verkannter Einsamer denkbar. Es käme ihm zum Bewußtsein, wie wenig er zum Abschluß seiner Genialität einer universalen, altruistischen Menschheitsympathie entraten könne. Dann wäre der unverföhnliche Aristokrat in den Bannkreis der sozialen Probleme eingetreten, denen sich heutzutage kein bedeutender Mensch gänzlich entziehen darf. Nietzsches Proletarierverachtung war doktrinärer Natur; sein Herz war größer. Fräulein von Salis hat für die latente seelische Disposition Nietzsches ein feines Gefühl besessen; sie erzählt S. 44 bis 51): „Nietzsche hat das Einfache, an seinem Wege Liegende nie verachtet: er sprach mit Teilnahme von der Besorgnis seines Hauswirts, daß sein Ochs der herrschenden Maul- und Klauen-seuche auch verfallen werde und das bei bevorstehender Heuernte — das landwirtschaftliche Hauptereignis im Engadin! — und von der Gewitterfurcht der kleinen Andrienne, aber das Gemeine und die schlechte Luft lernte er nicht ertragen. Noch weniger das geistig Gespreizte! . . Er selber war zart, leicht verletzlich, zur Versöhnung bereit, voll Scheu andere zu verletzen; seine Aufgabe verlangte Härte, verbot die Kompromisse, brachte ihm und anderen Schmerz und Bitternis. Da las er denn Bücher, wie Stifters Nachsommer, Dostojewskys Humiliés et Offensés. Im Augenblick übten die Längen des Stifterischen Romans, in dem die entzweigende, weise, herbstliche Stimmung durch vier Bände hindurchgeht, eine heilende Wirkung aus, mit der die nachfolgende Kritik sich doch vertrug. Humiliés et Offensés, noch um eine ganze Skala tiefer, ergebener, durch seine Zerdrücktheit und Ausgewischtheit der Helden für stolze Menschen fast unerträglich, demütigend, hatte Nietzsche, wie er mir auf einem Abendgang am See von Sivapiana sagte, mit überströmenden Augen gelesen.“ Es lag in seinen Lebensumständen begründet, daß er mit armen Leuten nur selten in Berührung kam; so oft es aber der Fall war, soll er sich in diesem Umgang geradezu rührend benommen haben. Nur durfte der Begriff „Volk“ ihm nicht in die Quere

kommen, sonst wurde er unwirsch und meinte: „Ach was, die sollten Sklaven sein!“ Führt ihn aber die naive Fügung seiner Chambregarnisteneigenschaft etwa unter das Dach einer Arbeiterfamilie, so gab ohne weiteres das Gefühl der menschlichen Nähe den Aufschlag; er verkehrte da unbefangen als mit seinesgleichen ohne jeden Anflug einer Kälte oder Härte. Gerade die bescheidensten und dürftigsten seiner Hausleute haben ihn vergöttert. Darin ließ er sich auch nicht irre machen, wenn er sich gelegentlich unversehens in die Situation eines Detektivromans versetzt sah: in Marienbad wohnte er bei einem Falschmünzer, der während seiner Anwesenheit polizeilich aufgehoben wurde, und in Venedig, wie er allmählich an dem Ein- und Ausgehen feingekleideter Herren erriet, bei einer Dirne. Bei solchen Zwischenfällen kam es am unmittelbarsten zum Vorschein, über wieviel Ruhe und Würde er verfügte. Nicht von ungefähr fallen die deutlichsten Kennzeichen, was für ein gutes Herz er für das niedere Volk hatte, in die Zeit nach seiner Amtsniederlegung, nachdem er eben aufgehört hatte, offiziell zu den oberen Zehntausend zu gehören. Die Mitteilungen seiner Schwester sind in dieser Hinsicht sehr dankenswert (Taschenausgabe 5, XVI—XIX): „Vielleicht ist mein Bruder während seines Genueser Aufenthaltes zum erstenmal wirklich mit dem Volke in Berührung gekommen, was ihm großes Vergnügen bereitete, denn er hatte sich schon früher beklagt, wie wenig er von den niederen Schichten des Volkes wisse; jetzt entdeckte er dabei viel Liebenswürdiges. Er wohnte in einem ziemlich umfangreichen Haus in einer alten Palaststraße, das im allgemeinen von bescheidenen Leuten bewohnt wurde. Seine Genueser Wirtin erzählt noch immer, wie freundlich er mit allen Hausgenossen verkehrt und wie gütig er an allen ihren kleinen Leiden und Freuden teilgenommen habe. Sie nannten ihn auch „il santo“ oder „il piccolo santo“, wobei sie gewiß an einen jener freundlichen Vermittler dachten, denen sie gewohnt waren ihr Herz auszuschütten, und nicht an jene starren, unerbittlichen, großen Heiligen, die mit Höllestrafen drohen. Meinem Bruder machte es viel Vergnügen, daß ihn die Leute als einen heiligen Fürsprecher betrachteten, und in seinem Notizbuch fügte er hinzu: „Ich glaube, daß viele von uns, wenn sie mit ihren enthaltsamen, mäßigen Sitten, ihrer Sanftmut, ihrem Sinn fürs Rechte in die Halbbarbarei des 6.—10. Jahrhunderts versetzt würden, als Heilige verehrt werden würden.“ — Er selbst

Das feine Gefühl für menschliche Nähe ausschlaggebend

„Ein Stolz der
sich abzahlt an
die andern“

wußte auch noch manche rührende kleine Geschichte von seinen Hausgenossen zu erzählen, von zarten Aufmerksamkeiten, die sie ihm erwiesen hatten; in dem Glauben, daß mein Bruder ein ganz armer Heiliger sei, z. B. schenkten sie ihm Kerzen für seine stillen Abende. Vielleicht machte den Leuten das bei aller prononzierten Männlichkeit sanfte und geduldige Ertragen seiner Leiden den größten Eindruck. Die Wirtin erzählt heute noch, daß er auf die Frage nach seinem Befinden immer gesagt habe: „sono contento“. Seinem Herzen tat dies schlichte Vertrauen und die Zuneigung dieser einfachen Leute, ebenso wie die ganze Lebensweise, ungemein wohl. Er beschreibt in seinen privaten Aufzeichnungen sein damaliges Ideal: „Eine nicht das Auge beleidigende Unabhängigkeit, ein gemilderter und verkleideter Stolz, ein Stolz, welcher sich abzahlt an die anderen, dadurch, daß er nicht um ihre Ehren und Vergnügungen konkurriert und den Spott aushält. Dies soll meine Gewohnheiten veredeln: nie gemein und stets leutselig, nicht begehrlisch, aber stets ruhig strebend und aufwärts fliegend; einfach, ja karg gegen mich, aber milde gegen andere. Ein leichter Schlaf, ein freier ruhiger Gang, kein Alkohol, keine Fürsten noch andere Berühmtheiten, keine Weiber und keine Zeitungen, keine Ehren, kein Umgang außer dem der höchsten Geister und ab und zu des niederen Volkes — dies ist unentbehrlich wie der Anblick von mächtiger und gesunder Vegetation —, die bereitesten Speisen, welche uns nicht in das Gedränge begehrlischen und schmaßenden Gefindels bringen, womöglich selbstbereitete oder der Bereitung leicht entbehrende.“ . . . Gerade in Genua sah er mit Freuden, daß „arm, fröhlich und Sklave (wie wir vielleicht jeden geistigen und körperlichen Lohnarbeiter bezeichnen müssen) sehr wohl beieinander sein könnte“, wie uns das ja die Vergangenheit, besonders auch das klassische Altertum in den verschiedensten Formen zeigt. So glaubt er, daß die Arbeiter von heute ein Beispiel geben können von dem Glück und dem Stolz der Bedürfnislosigkeit, während aber gerade die sozialdemokratischen Führer bis jetzt nichts weiter erreicht haben als diesen fröhlichen, bedürfnislosen Charakter des Volkes zu ruinieren und ihm den heiteren Gleichmut zu nehmen, der sonst so oft der Neid der Höhergebildeten, mit höheren Aufgaben Beladenen gewesen war. Mein Bruder zürnte, daß die Führer der Sozialdemokratie nicht einmal den Mut hätten, mit aller Kraft gegen

den unmäßigen Alkoholgenuß zu kämpfen, der ein viel schlimmerer, die Arbeiter und ihre Familien verwüstender Feind wäre als alles, was diese sonst als feindlich hassen.“

In Niezsche war eine tiefe und reine Quelle eigenen und fremden Glückes völlig unausgeschöpft: das rein vitale Sympathieverhältnis von Mensch zu Mensch außerhalb jeder geistigen Interessengemeinschaft. Seine Freundlichkeit gegen streng katholische Damen, während er doch für sich selber in keinem Zimmer übernachten wollte, in dem ein Madonnenbild aufgehängt war, läßt seine Fähigkeit liebenswürdiger Anpassung und der Überbrückung von Bildungsdifferenzen in hellem Lichte erscheinen. Er verfügte über viel natürliche Güte. Dies, zusammen mit seiner großen Mäßigkeit und Bedürfnislosigkeit, stattete ihn, er mochte wollen oder nicht, zum idealen Volksfreunde aus. Wäre er nach Turin wieder gesund geworden und hätte noch fünfundzwanzig Jahre zu leben gehabt, — er wäre dann auch noch nicht siebzig gewesen — und hätte ihn sein Weg irgendeiner philanthropischen Betätigung zugeführt, etwa ihn, den überzeugten Wassertrinker, der Abstinenzbewegung, so wären da Bedingungen geschaffen gewesen, die ihn wirklich über ihn selbst emporsteigen lassen konnten. Eine Dame sagte mir einmal: „Nietzsche hat keine Ursache, über Sanct Paulus so abschätzig zu urteilen. Paulus war größer als Nietzsche; er besaß etwas, was Nietzsche nicht besaß: das volle Herz.“ Auch Overbeck bemerkte gelegentlich: „Der Grundfehler an Nietzsche war, daß er in Eitelkeit gemacht hat.“ Und wie hat Nietzsche selbst darunter gelitten, daß papierene Bücher und nicht unmittelbar die Herzen lebendiger Menschen die Gefäße für seine Gedanken waren! Er hat die Güte, die er in sich trug, nie frei ausgelebt, auch nicht einmal in der Idee. Das hat Schopenhauer vor ihm voraus, und deshalb wird Nietzsche niemals Schopenhauer überflüssig machen. An nichts wird es uns klarer, daß Nietzsche mit seinen Allerweltsgelüsten doch nur höchstens die eine Hemisphäre erobert hat. Georg Simmel sagt (Schopenhauer und Nietzsche, S. 263): „Nach einem Frieden zwischen diesen Gegnern zu suchen, ist deshalb, wie jedes nutzlose Unternehmen, schlimmer als nutzlos, weil es den Sinn ihrer Gegensätzlichkeiten und damit den Sinn eines jeden an und für sich fälscht. . . . Denn der Wert dessen, was man ihre Synthese nennen mag, besteht gerade darin, daß die Menschheit es zu dieser Spannungsgröße ihrer Lebensgefühle

Nietzsches Be-
gabung zum ide-
alen Volksfreunde

Schopenhauer als
Ergänzung Niet-
zsches unentbehr-
lich

gebracht hat. Darum kann eine Einheit ihrer nur nach einer ganz andern Dimension als nach der ihres objektiven Inhaltes liegen; in dem Subjekt, das sie beide zusammen schaut.“ Wir müssen in der That die Ehrlichkeit besitzen, uns einzugestehen: auch der ganze Nietzsche ist ein Fragment; seine Ergänzung heißt Schopenhauer. Das (nicht gedanklich, aber menschlich) Größte, was Schopenhauer geschrieben hat, ist das neunzehnte Kapitel des zweiten Bandes in seinem Hauptwerke; dort sagt er unter anderem: „Glänzende Eigenschaften des Geistes erwerben Bewunderung, aber nicht Zuneigung: diese bleibt den moralischen, den Eigenschaften des Charakters vorbehalten. . . Ein entschieden edler Charakter, bei ganzlichem Mangel intellektueller Vorzüge und Bildung, steht da, wie einer, dem nichts abgeht; hingegen wird der größte Geist, wenn mit starken moralischen Fehlern behaftet, noch immer tadelhaft erscheinen. Denn wie Fackeln und Feuerwerk vor der Sonne blaß und unscheinbar werden, so wird Geist, ja Genie, und ebenfalls die Schönheit, überstrahlt und verdunkelt von der Güte des Herzens. Wo diese in hohem Grade hervortritt, kann sie den Mangel jener Eigenschaften so sehr ersetzen, daß man solche vermißt zu haben sich schämt. Sogar der beschränkteste Verstand, wie auch die groteske Häßlichkeit werden sobald die allgemeine Güte des Herzens sich in ihrer Begleitung kundgetan, gleichsam verklärt, umstrahlt von einer Schönheit höherer Art, indem jetzt aus ihnen eine Weisheit spricht, vor der jede andere verstummen muß. . . Die Güte des Herzens ist eine transzendente Eigenschaft, gehört einer über dieses Leben hinausreichenden Ordnung der Dinge an und ist mit jeder anderen Vollkommenheit inkommensurabel. Wo sie in hohem Grade vorhanden ist, macht sie das Herz so groß, daß es die Welt umfaßt, so daß jetzt alles in ihm, nichts mehr außerhalb liegt; da sie ja alle Wesen mit dem eigenen identifiziert. Alsdann verleiht sie auch gegen andere jene grenzenlose Nachsicht, die sonst jeder nur sich selber widerfahren läßt. Ein solcher Mensch ist nicht fähig, sich zu erzürnen: sogar wenn etwa seine eigenen intellektuellen oder körperlichen Fehler den boshaften Spott und Hohn anderer hervorgerufen haben, wirft er, in seinem Herzen, nur sich selber vor, zu solchen Äußerungen der Anlaß gewesen zu sein, und fährt daher, ohne sich Zwang anzutun, fort, jene auf das liebevollste zu behandeln, zuversichtlich hoffend, daß sie von ihrem Irrtum hinsichtlich seiner zurückkommen und auch in

„Die Güte des
Herzens“

ihm sich selber wiedererkennen werden. — Was ist dagegen Wiß und Genie? .. Im Herzen steckt der Mensch, nicht im Kopf.“ Das ist säkularisiertes Christentum; und wenn Nietzsche auch hiergegen seine Hartnäckigkeit als Antichrist geltend gemacht hätte, so wäre es um ihn geschehen; denn dann würde sein Werk wurzellos als gekünstelte Unnatur in der Menschheit stecken und über kurz oder lang hoffnungslos verdorren. Daß das nicht der Fall ist, geht aus den Grundeigenschaften seiner Person sowohl als seines Werkes unzweideutig hervor. Wie käme er sonst dazu, Moralist zu sein, wenn es nicht seine Grundüberzeugung wäre, daß der Mensch im Herzen steckt und nicht im Kopf. An der Fähigkeit zur Ausübung persönlicher Güte übertrifft er wahrscheinlich Schopenhauer sowieso, und es könnte eine Ursache seines Hasses gegen den Apostel Paulus gewesen sein, daß dieser sein unvergängliches Lied zur Verherrlichung der Liebe als der menschlichen Grundmacht, durch die der Mensch erst zum Menschen wird, durch den teleologischen Hinweis auf Zweck und Vollendung im Jenseits entwertet hat. Die Verwerfung des Mitleids war für Nietzsche Notwehr gewesen, damit er mit seinem Individualismus zurechtkam; die altruistische Lücke in seinem System ist einfach eine Unausgewachsenheit und weiter nichts. So frühreif Nietzsche war, als Denker hat er eine späte Entwicklung genommen, und diese ist vorzeitig durch die Krankheit abgebrochen worden. In seinem letzten Schaffensjahre schrieb er (an Brandes, 23. Mai 1888, Briefe III, S. 307): „Warum sollte ein Tag aus meinem siebzigsten Lebensjahr nicht genau einem Tage von heute gleichen?“ Auch sonst fehlt es an Andeutungen nicht, daß er sein Programm als Denker für erschöpft hielt, und ganz von anderswoher hätte neu anfangen müssen, wenn eine zweite Lebenshälfte, die es mit der ersten aufgenommen hätte, für ihn durchzumachen gewesen wäre. Körperliche Frische und Gesundheit vorausgesetzt, hätte er sich in einer neuen Epoche seiner Produktion auf seine Güte, auf sein Gefühl für menschliche Nähe hin ausleben müssen. Nun ihm das nicht beschieden war, erwächst uns die Verpflichtung, in der Ausdeutung seines Werkes das von ihm brach gelassene Gebiet von uns aus saatempfänglich zu machen. Nietzsche kann für uns unbeschadet seiner individualistischen Tendenz ein beglückender und befreiender Führer zu einer starken, unser ganzes Wesen erfüllenden humanen Kompassionsfreude werden. Doch kann dies frühestens seine Wir-

Die altruistische Lücke in Nietzsches System eine Unausgewachsenheit

fung von morgen sein, und so sind denn einige Erwägungen nötig, um klar zu machen, was wir meinen.

Die Krisis in
Nietzsches Wir-
kung

Der auf die Wirkung der Schriften sich gründende Nachruhm, der noch bei Nietzsches Lebzeiten begann, hat bereits die Zeitspanne eines halben Menschenalters überdauert und ist jetzt in die entscheidende Krisis eingetreten. Weniger äußerer Angriffe halber, die vielmehr zu ermatten scheinen, als um einer Ermüdung und Ratlosigkeit willen, die unter den Jungen und Strebenden der neunziger Jahre, nun zehn Jahre später im Stadium ihrer reifen männlichsten Urteilskraft sich nur noch schwer verhehlen und unterdrücken läßt. „Der ‚Fall‘ Nietzsche — eine ‚Überwindung‘“ (Leipzig 1907)⁶³ — so nennt sich das Buch, das einer der Begründer des deutschen Naturalismus, Johannes Schlaf, aus dem Schoße des Weimarer Nietzschekreises ausgehen läßt mit dem Anspruch, „Nietzsche, wenn schon als einen sehr wichtigen und interessanten Anreger, so doch keineswegs als den Schöpfer und ersten vollkommenen Vertreter einer modernen deutschen oder europäischen Kultur betrachten und werten“ zu wollen. So weit sind wir also, daß am Kultorte selbst der Weihrauch nicht mehr steigen will! Und zwar erfolgt die Gefolgschaftsverweigerung sehr zeitgemäß als ein Kompromiß zwischen „den modernen Wissenschaften und dem Christentum, der Religion“. Ein lehrreiches Schauspiel! Wer ihm nur als Zuschauer beizwohnte, konnte es kommen sehen: die Glut der eruptiven Lava ist verzischt, man schaut in den ausgebrannten Krater! Nicht leicht ein anderes der unzähligen Bücher, deren Gegenstand er geworden ist, wird Nietzsche wirksamer und siegreicher zur Geltung bringen, als es, freilich nur unter der Maske des Widerspruchs, bei Johannes Schlaf der Fall ist, der ihn zu vernichten meint. Nietzsches ganze Welt tritt uns da in ihrer Umkehrung entgegen, also in ihrer mittelbaren Bestätigung, weil nach wie vor in geschlossenem Zustande und mit heiler Haut, ohne irgendwie in Stücke gegangen zu sein! Eine Palastrevolte, ausgefochten mit lauter Waffen aus dem Zeughaufe des Macht habers, gegen den man sich empört! Schlaf stößt in Nietzsches Horn gegen den europäischen Nihilismus, den Nietzsche Spürsinn erwittert hat — die Schläge, die Schlaf gegen Nietzsche führt, um ihn zu entthronen, sind ausschließlich renovierte Nietzschegedanken: ein anderer „Übermensch“, eine andere „Wiederkunft“, ein anderer „guter Europäer“ — aber eben nur alle Begriffe

„Der Fall Nietzsche eine Überwindung“

anders und keineswegs andere Begriffe, als Nietzsche sie schuf! Nietzsches größte Unsicherheit, sein Urteil über die Arbeiterfrage, nennt Schlaf „von wahrhaft genialem und großem Blick“; vom Zarathustra sagt er: „Er ist eins der unvergleichlichsten Dichtwerke! Es ist unmöglich, nach Nietzsche noch zu dichten wie vor ihm!“ Also Lob und Beifall in allen Hauptsachen und im übrigen eine ehrliche, oft treffende Kritik am Detail und Beiwerk, wie sie Grundbedingung für ein wirkliches Verständnis Nietzsches ist. Schlaf fühlt sich als Feind Nietzsches, und doch ist seine „Nietzsche-überwindung“ nur ein erstes Beispiel einer Nachfolge, wie Nietzsche sie sich selbst gewünscht hat: nämlich ein eigenmächtiger, wenn auch seinerseits fehl- und irregehender Gehversuch über Nietzsche hinaus. Überall, wo Schlaf gegen Nietzsche wirklich im Rechte ist, zieht er Nietzsche auf einem Gebiete zur Rechenschaft, wo er, wie wir eben sahen, für Unterlassungen nicht verantwortlich gemacht werden kann, aus dem einfachen Grunde, weil er in seiner Entwicklung auf dieses Gebiet überhaupt nicht mehr gelangt ist.

Schlaf, hierin der Wortführer aller derjenigen Verehrer Nietzsches, die sich aus irgend einem Grunde den Verleider an ihm gelesen haben, ist noch ohne Ahnung, daß es unstatthaft ist, gegen Nietzsche eine andere Kritik zu üben, als die ausschließlich streng biographische, wie sie als erster am Freunde Overbeck in Anwendung gebracht hat. Hätte Schlaf eben diese biographische (schrittweise abwägende) Erfassung Nietzsches über die dialektische (in Bausch und Bogen urteilende) vorwiegen lassen, so hätte er unmöglich länger verkennen können, daß seinem Bedürfnis nach einem hohen Grad „organischer religiöser Individualität“ die Person Nietzsches durchaus entsprechen konnte. Er kontrastiert einen vermeintlich unüberbrückbaren Gegensatz in den beiden Motti, dem biblischen Hochgesang der Liebe, 1. Kor. 13, und Nietzsches: „Wie man mit dem Hammer philosophiert!“ Dabei wird der starke Gehalt an Sensibilität — da man bei Nietzsche von Religiosität nicht reden soll — gerade in seinem Fanatismus übersehen: oder ist jenes durchsehlige, jede Verzweiflung überjauchzende „Dennoch“, das den 73. Psalm für alle Zeiten zu einem locus classicus der religiösen Ausdruckweise stempelt, nicht gerade in dem Martellato-Rhythmus von Nietzsches letzten Schriften wundervoll ausgeprägt? Oder wenn Nietzsche, wie er selbst gesteht, im Übermaß von der Defa-

Die Religion der
Liebe und die
Philosophie des
Hammers

denz angefressen ist, aber doch nicht aufhört, guten Mutes zu sein um des Kraftrestes willen, den er unzerstörbar in sich spürt — wer dächte da nicht an das Jesaiaswort: „Ein Rest wird übrig bleiben“ — jenes grüne Reis am dürreren Stumpfe, das ein neues herrliches Wachstum verbürgt? Man sieht, Nietzsche ist sogar religiös deutbar, wenn es denn durchaus sein muß; ein solcher Vollmensch ist er eben trotz alledem.

Nietzsche als
Endpunkt einer
Kulturrepoche

So kann man denn auch getrost Schlaf beipflichten, sofern seine Ausführungen abzielen, Nietzsche als Endpunkt tausendjähriger Geschichtsverläufe und damit also doch jetzt schon als welthistorischen Markstein aufzufassen: „Der letzte Romantiker. Der letzte Humanist. Denn wäre eigentlich Friedrich Nietzsche wirklich bereits der Vertreter oder gar der Schöpfer einer neuen großen Kultur deutscher Moderne, — wenn wir ihn hier überhaupt noch nach solcher Richtung für einen Augenblick ernst nehmen wollen —; einer Kultur, die sich von den letzten Spuren und Überresten ‚vormärzlicher‘ romantischer oder klassisch-humanistischer Kultur in ihren vergänglicheren Formen und Inhalten fruchtbar völlig befreit, die den seltsamen Knick, den alle europäische Romantik und vormärzliche Kultur um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erfuhr, mit befreiendstem Erfolge bestanden hätte? (S. 4.) Nietzsche war und ist überhaupt als Philosoph nichts als ein Dilettant. Das nun also ist der letzte Ausklang der europäischen Philosophie! Mit Thales fängt sie an, aus ihrem bisherigen phantastischen Orientalismus auf die Realität von Welt, Erde und Mensch loszugehen; und sie endet mit dem Chaos Nietzsche, in dem aus der funterbuntesten, kapriziösesten und gefährlichsten Atmosphäre hervor der Stern ‚Übermensch‘ schimmert! Dies also ist ihr Ende! (S. 180.)“ So etwas hört sich an, wie ein Scherbengericht und ist doch eine unfreiwillige Huldigung; denn wer auf so radikale Weise zu einem Ende geworden ist, daß er uralten Kulturübungen den Rest gibt und wäre es auch nur deshalb, weil er sie an seinem eigenen Beispiel ad absurdum führt, um sie ein für allemal abzuschneiden und aufstauen zu lassen — der wird nun schon aus rückwirkender Kraft zu einem Anfange. Statt der verurteilenden Überschrift auf Schlags Buch könnten ebensogut die Worte stehen: „Friedrich Nietzsche an der Grenze zweier Weltalter“ — der Titel eines Panegyrikus auf Nietzsche (Leipzig 1902). Dessen Verfasser, Eugen Schmitt, findet bei Nietzsche gerade alles das, was Schlaf an ihm vermißt:

die organische religiöse Individualität — „die mitschöpferische Macht, die, in allem ihr göttliches Selbst empfindend und in seligem Erbeben und Mitschwingen genießend, alles mit bereichern hilft in jenem Wogen, das doch ihr ureigenes Leben ist“ (Schmitt, S. 151.) In Sachen Nietzsche sind also Leute vom Schlage Johannes Schlags an Leute vom Schlage Eugen Schmitts zu verweisen, die Ernüchterten und faßensjämmerlich Erwachten an die noch Berauschten, narrotisch Verzückten. Sie sind beide Opfer Nietzsches, Auswirkungen seiner hinreißenden und betörenden geistigen Kraft. Es gehört aber in unser Bild von Nietzsche mit hinein, seine evokative Gewalt über die Herzen vor allem der Jugend nicht gering zu schätzen. Wie manchem ist er, zwischen Zwanzig und Dreißig, wirklich ein Retter und Befreier geworden! Und wie heißen Dank hat er dafür geerntet! Um auch davon einen Begriff zu geben, mag hier das Gedicht von Annemarie von Nathusius an Nietzsche stehen:

Nietzsches Rausch-
wirkungen

An meinen Propheten!

Noch weiß ich nicht im Jubel dir zu nahen,

Heiland des Lebens!

Mein Schritt ist schwer — Und kam ich so vergebens

Die Taufe deines Geistes zu empfangen?

O Sieger, nimm den schwachen Streiter an!

Ich fühl's — o Graus — welch Schmerzensgang ins Licht,

In wildem Trauern!

Es fällt mich an wie mit Gewitterschauern:

Weltfrühling sein, Prophet und Weltgericht — —

Sind Siege so, daß man dabei zerbricht?

Zerbrecher warst du! und dein eigner noch,

Mein großer Meister!

Du herrlichstes Fanal im Reich der Geister.

Wir jubeln auf — zerschmettert liegt das Joch — —

Befreier du, warum zerbrachst du doch?

War's, weil zu hoch, zu feurig war dein Ritt?

Die Freunde wichen!

Sie warnten sich: was gut ist, kommt geschlichen!

Kaum einer stand vor deinem Phöbuschritt,

Dein Abendrot, dein Tod erst riß sie mit.

„Seht dort den Sturm!“ — Die Menge ruft es laut —

„Der tolle Stürmer!“

Von allen Warten rufen es die Türmer:

„Gefahr im Land, Gefahr! — — es hat getaut,

Und schütt die Brücken, die man euch gebaut.“

Der Sieg ist dein! — Der selbst sich überwand,
 Ihr armen Zwerge,
 Ihn hinderten nicht Stürme und nicht Berge,
 Und Greise kehren um am Grabestrand:
 Laßt brausen denn, der Frühling kam ins Land!"

Das entscheidende Entweder-Oder, ob Nietzsche Epoche machen wird oder nicht, liegt ausschließlich in der Frage beschlossen, die heutzutage noch niemand bestimmt bejahen oder verneinen kann: Will die europäische Menschheit sich bei einem philosophischen Skeptizismus begnügen? Statt aller Umschweife ist an einem handgreiflichen Einzelfall klar zu machen, wie das zu verstehen ist. Der Kampf gegen den Alkoholgenuß hat sich in den letzten zwanzig Jahren zu einer ansehnlichen Kulturbewegung ausgewachsen. Sofern sie nicht mehr wie früher ausschließlich einen Zweig kirchlicher oder philanthropischer Liebestätigkeit bildet, sondern auf der Grundlage des physiologischen Experimentes eine soziale Organisation hygienischer Einsicht und Weisheit geworden ist, hat sie zum Vater den Basler Kollegen nicht mehr Nietzsches, aber doch Overbecks, der mit ihm in Hochachtung und förderndem Verkehr verbunden war: Gustav von Bunge. Er, einer der bedeutendsten zeitgenössischen Physiologen, hat im Jahre 1887 durch seinen seither in Millionen von Exemplaren verbreiteten Basler Aulavortrag „Die Alkoholfrage“ neben seiner wissenschaftlichen Lehrtätigkeit eine soziale Bewegung zur Bekämpfung des Alkohols und der Trunksitten zu entfalten begonnen.⁶⁴ Er verfolgt zusehends große praktische Ziele: der Arbeiterstand soll vor allen Dingen die Bedeutung der Trunksucht für das Volkswohl als dessen schwerste Schädigung erkennen lernen; auch ist eine der größten Gefahren für die öffentliche Gesundheit, die zunehmende Unfähigkeit der Frauen, ihre Kinder zu stillen, eine Folge des Alkohols. Bunge war der erste Arzt, der nicht aus religiösen oder sonst außerärztlichen Gründen, vielmehr aus den sozial-hygienischen Schlussfolgerungen seiner medizinischen Überzeugungen die völlige Enthaltksamkeit von geistigen Getränken forderte; nun zählen allein im deutschen Sprachgebiet die abstinenten Ärzte bereits nach Hunderten. Der bisherige Verlauf dieser Bewegung trägt einen ausgeprägten, nicht mißzuverstehenden Charakter. Während ihre Anhänger früher, ihrer intellektuellen Herkunft entsprechend, sich vor allen Dingen der populär-wissenschaftlichen Aufklärung widmeten und sich in den Gleisen des Akademismus hielten, haben sie seit etwa zehn Jahren

G. v. Bunge als
 praktischer Um-
 werter

zusehends mit diesem gelehrten Standesbewußtsein gebrochen und
 ihr Werk mehr in genossenschaftliche Bahnen geleitet. Sie ent-
 schlossen sich zu einer tatkräftigen Propaganda, indem sie die von
 ihnen aufgedeckte und bekämpfte Gefahr in ihren bedrohlichsten
 Herden aufstöberten. Das Beispiel strengster Abstinenz, wie es
 Bunge und sein Schweizer Kollege, der Psychiater August Forel,
 samt ihren zahlreichen Schülern wirksam zur Schau trugen, fügte
 sich dem populären Rettungswerk an Trinkern hilfreich und de-
 mütig an; es entstand in der Schweiz ein neutraler Guttempler-
 orden ohne Gottesbekenntnis und lebenslängliches Gelübde, im
 übrigen mit ebenso rigorosen Grundsätzen (Verbot, geistige Ge-
 tränke im Hause zu haben oder außer dem Hause andere damit
 zu bewirten). Was heißt nun, an diesem aus dem Leben ge-
 griffenen Stück Wirklichkeit gemessen, skeptisch sein? Stellen wir
 uns einen geistig bedeutend veranlagten Menschen vor, der aus
 edlen Beweggründen, ohne Trinker oder erblich verseucht zu
 sein, seine Jugendkraft in den Dienst eines solchen Werkes ge-
 stellt hätte, es dann aber im reiferen Alter enttäuscht ver-
 ließe — es wäre denkbar, daß er folgendermaßen zu uns
 spräche: „Es handelt sich bei mir um keinerlei Rückfall,
 sondern um die Gewinnung meiner persönlichen Freiheit. Mein
 früherer Glaube an die Sache ist mir gänzlich abhanden gekom-
 men. Die Bewegung geht zu einem Loch herein und zum andern
 heraus. Die angeblich geretteten Trinker und hereditär Belaste-
 ten sind meist verdorbene Charaktere, die nicht mehr zu bessern
 sind und die guten Gesellschaftsbestandteile, die sich mit ihnen
 verbinden, nur anstecken, statt sich von ihnen veredeln zu lassen.
 Auch mit der theoretischen Begründung des Unternehmens kann
 ich mich nicht mehr einverstanden erklären; meiner jetzigen An-
 sicht nach wird der Mensch nicht minderwertig, weil er säuft,
 sondern weil er minderwertig ist, wird er zum Säufer: propter
 hoc, nicht post hoc! Ich hielte es, so grausam es klingt, immer
 noch für besser, die der Trunksucht rettungslos Verfallenen so
 rasch als möglich zugrunde gehen zu lassen. Ich habe sehr wenig
 Treue und Hingabe entdecken können: als ich vor so und so vielen
 Jahren eintrat, waren wir eine ganze Anzahl. Wenige Jahre später
 war außer mir noch einer, und das Jahr darauf war ich der einzige.
 Die Leute ergreifen die dargebotene Hand aus Eigennutz; wenn
 sie sich eine Zeitlang vor dem Laster haben schützen lassen und
 körperlich wieder leidlich imstande sind, gehen sie ihrer Wege

Was heißt
 skeptisch sein?

Man kann
die Menschen
nicht ändern!

Die Macht
der idealen
Überzeugung

ohne eine Spur von Dank. Was hat es für einen Zweck, einen solchen unbestreitbaren Sachverhalt beschuldigen zu wollen? Die Menschen sind immer so gewesen und werden nicht anders werden. Wozu auch? Es heißt, sich damit abfinden, und ich halte es jedenfalls für sittlicher, ohne gewaltsame Knebelung an sich oder andern seine Person im Zaume zu halten, als in Täuschung befangen, sich und andern etwas vorzumachen.“ So schwer nun ein derartiges Zeugnis wegen seiner ihm innewohnenden Logik und um der Kompetenz seines Gewährsmannes willen ins Gewicht fallen müßte, könnten die wirklich ergebenden und treuen Anhänger sich durch das Verdikt eines Skeptikers nicht im geringsten beirren lassen. Die Überzeugung von der Güte und Wichtigkeit ihres Tuns ist in ihnen auf elementare Weise mächtig als eine förmliche Beseßtheit, der sich durch irgendwelche Verstandeserwägungen zu entziehen, außerhalb dem Bereiche ihres Willens liegt. Sie sind so gepackt von der Wahrheit und Güte ihrer Sache, daß Warnungen und Aufklärungen gar nicht mehr verfangen. Nicht als ob sie blind wären gegen die Tatsachen; aber sie fühlen sich unter dem Bann einer andern, strengeren Logik, die lautet: man muß sich an die vorhandenen gesunden Kräfte halten, statt den Mut zu verlieren angesichts der Verfalls-symptome ringsum. Die Rettung von Trinkern läßt man nur eben so mitgehen, aus Nächstenliebe und infolge richtiger Anwendung des grundsätzlichen Standpunktes; alte, notdürftig geheilte Säufer sind Querulanten und komplizieren den Apparat. Nein, die Bewahrung der noch unverdorbenen, achtzehnjährigen Jugend ist die Grundlage der Bewegung. Dieser künftigen Generation, diesen Männern und Müttern von morgen ein neues Ideal ins Herz pflanzen, ihnen eine Auffassung von der Gesellschaft und ihren menschlichen Pflichten beibringen, wonach z. B. künftig Bier brauen für ein schimpfliches Gewerbe gilt — darauf ruht die Organisation und Propaganda einer wirklich überlegenen und genialen Arbeit gegen den Erbfeind Alkohol. Der ideale Alkoholgegner, der aus tiefer sozialer Erkenntnis und aus einem vollen Herzen heraus den geistigen Getränken den Krieg erklärt hat, blickt auf die wein-, hier- und schnapstrinkende Gesellschaft wie auf eine untergeordnete, verkümmerte Tierart herunter. Die Armut an und für sich ist sauber und bescheiden und hat etwas Rührendes; häßlich wird sie allein durch die Zerstörungen des Alkohols. Die Erlösung des arbeitenden Volkes

vom Dämon Alkohol ist die dringlichste Wohltat einer gesunden Sozialpolitik. Hier wird wirklich jener durchschnittliche, vom allgemeinen Niveau aus berechnete, eines menschenfreundlichen Wohlwollens keineswegs entbehrende Skeptizismus sieghaft überwunden, aber wohlverstanden nur durch ein mehr oder weniger beträchtliches Quantum zielbewußter Intoleranz und Unversöhnlichkeit. Daß ein Mann von der wissenschaftlichen Bedeutung und akademischen Stellung Binges an einer sozialen Aufgabe schlecht und recht zum Fanatiker wird, jeden Tag für verloren hält, an dem er nicht für neu erworbene Adressen sein Bündel Werbeschriften eigenhändig zur Post trägt und die schönste Entdeckung im Laboratorium verwünscht, wenn er in derselben Zeit eine gute Gelegenheit versäumt hat, ein paar arme Seelen zu retten — das ist eine Kulturlegitimation des Fanatismus für unsere Zeit. Wer denkt da nicht an Nietzsche? Theorie und Praxis! Noch kennen sie sich nicht, noch reichen sie sich nicht die Hände. Nietzsche zuckt hochmütig die Achseln über das „Volk“; Bunge hinwiederum, der nach Overbecks Zeugnis von der Lektüre der „Genealogie“ und der „Götterdämmerung“ buchstäblich „umgeworfen“ gewesen sein soll, kann so wenig wie irgendeiner seiner Anhänger mit Nietzsche etwas anfangen, solange nach der doktrinarischen Regel Nietzsche als ein Ausbund von Vornehmheit, als der Verächter der „Vielen Allzuvielen“, als das enfant gâté der oberen Zehntausend gilt. Das ist er aber gar nicht. Jener Schlußgesang des ersten Zarathustra „Von der schenkenden Tugend“ müßte doch zum Evangelium werden gerade für die praktisch sozialen Umwertungstendenzen: „Sagt mir, meine Brüder: was gilt uns als Schlechtes und Schlechtestes? Ist es nicht Entartung? — Und auf Entartung raten wir immer, wo die schenkende Seele fehlt. Aufwärts geht unser Weg, von der Art hinüber zur Über-Art. Aber ein Grauen ist uns der entartende Sinn, welcher spricht: „Alles für mich.“ . . . Wissend reinigt sich der Leib; mit Wissen versuchend erhöht er sich; dem Erkennenden heiligen sich alle Triebe; dem Erhöhten wird die Seele fröhlich. Arzt, hilf dir selber: so hilfst du auch deinem Kranken noch. Das sei seine beste Hilfe, daß er den mit Augen sehe, der sich selber heil macht. . . . Wahrlich, eine Stätte der Genesung soll noch die Erde werden! Und schon liegt ein neuer Geruch um sie, ein Heil bringender, — und eine neue Hoffnung!“ Wir sahen schon, das eigentliche Saatsfeld für Nietzsches Samenwurf sind die Un-

Die
Kulturlegitimation
des Fanatismus

zufriedenen und Ungeduldigen, aber nicht die Enttäuschten und Verbitterten unter ihnen, vielmehr die Zuversichtlichen und Hochgespannten. Wo nur immer im Volke aus irgendeiner sittlichen Spannkraft heraus Empfänglichkeit geweckt ist, da ist der Boden für die Botschaft Nietzsches. Man lasse sie sich nur erst einander finden, den großen Einsamen droben im Schneegebirg und den Arbeiter im Tiefland, der mit schwieliger Hand die Hacke ansaßt zum Umbruch und Neubruch — dann mag die Welt ihr Wunder erleben! Denn was wir, um den Grad von Deutlichkeit zu erlangen, der nur am Detail möglich ist, für das Beispiel der Abstinenzbewegung ausführlich nachzuweisen versuchten, ist durchaus nicht nur auf dieses Segment, sondern auf die Volkswohlfahrtsbestrebungen in der ganzen Linie ihrer Ausdehnung anwendbar. Ins Bädererstadium sind Nietzsches Werke mit der Taschenausgabe bereits getreten; wie lange mag es noch anstehen, bis eine Auswahl dieser „Hammerphilosophie“ in Form von Arbeiterkatechismen die Welt erfüllt? Nietzsche ist erst durch seine einseitige Gelehrtenexistenz und dann durch sein zunehmendes Einsiedlertum um diejenige lebendige Anschauung gebracht worden, deren Mangel sich für den Ausbau seiner Gedankenwelt als besonders empfindlich erwiesen hat: ihm fehlt völlig die Anschauung des Arbeiters bei seiner Arbeit und die daraus unwillkürlich entspringende Hochachtung vor der manuellen Betätigung als dem Fundamente aller Kultur. Er hatte nur in Italien unter einer Mehrheit von armen Leuten wirklich gelebt, kannte also das Volk nur aus dem Umgang mit bescheidenen und bedürfnislosen Tagelöhnern oder Müßiggängern. Es steht durchaus dahin, ob er sich auf seinen vielen Reisen beim Anblick eines Heizers oder Lokomotivführers in seiner Weise Gedanken gemacht hat. Glücklicherweise handelt es sich um kein unwiederbringliches Versäumnis, um nichts, was nicht noch nachzuholen und gutzumachen wäre. Ist von einem bevorstehenden Verständnis des arbeitenden und um seine Mündigkeit ringenden Volkes etwas zu befürchten, ist nicht vielmehr alles davon zu hoffen? Nietzsche würde in seiner Eigenschaft als theoretischer Umwerter, als der er jetzt noch in körperlosem, gespensterhaftem Zustande unbegreiflich zwischen Himmel und Erde schwebt, mit einem Male Fuß gefaßt haben in einer vorwärts und aufwärts drängenden Wirklichkeit — und hat der Proletarien erst den Seelenadel Nietzsches im Leibe, dann kann er in

seinem Kampfe gegen die Institutionen sogar getrost die Fahne des Aufruhrs entfalten, er ist vor jedem Rückfall in die Bestialität gefeit und wird nie vergessen, was er der Menschlichkeit schuldig ist, seiner eigenen und der seiner Erdenbrüder.

Wenn wir aber schon dahin geraten sind, Nietzsche insofern für den kommenden Mann zu halten, daß er seiner aristokratischen Verummung entkleidet recht eigentlich zum Volksmann wird, so ist es an der Zeit, mit einem landläufigen Mißverständnis aufzuräumen. Noch immer ist die Meinung verbreitet, die einmal ihr Richtiges haben mochte, seine wirkliche Anhängerschaft, im Grunde seine einzige, besitze Nietzsche in den Kreisen der Studenten und der jungen Künstler. Dies entspricht der nächstliegenden Ansicht, wonach Nietzsche es vor allen Dingen auf die Kultur abgesehen hat und Kultur aus Betrieb und Anwendung der beiden geistigen Welthälften Wissenschaft und Kunst hervorgeht. Sieht man jedoch näher zu, so wird man einräumen müssen, daß sowohl Kunst als Wissenschaft ihren besten Nährboden in jenem beruhigten und geläuterten Skeptizismus zu finden sich gewöhnt haben, für den Nietzsche der Feind schlechthin ist. Jener Skeptizismus gestattet dem *Nur-Künstler* so gut wie dem *Nur-Gelehrten* auf das beste, der Ergründung und Wiedergabe der Erscheinungen zu leben, aus denen das menschliche Dasein sich zusammensetzt. Je spezialistischer der Gelehrte und je artistischer der Künstler beschaffen ist, je sicherer und souveräner sie das Technische und Handwerksmäßige ihres Berufes handhaben, desto weniger werden sie für Nietzsche zu haben sein. In diesem generischen Instinkte ist Nietzsche ihnen zuvorgekommen und hat auf die Gefahr hin, mit seinen eigenen künstlerischen und wissenschaftlichen Fertigkeiten über den Dilettantismus nicht mehr hinauszukommen, aller Fachherrschaft die Gefolgschaft gekündigt. Er mußte den Teil verwerfen, weil er auf das Ganze ging. Das war schon in seinen Anfängen das eigentlich Bestimmende. Was bannte ihn an die Seite Richard Wagners? Doch nur der Glaube, hier habe die Fülle der Zeit ihre Inkarnation gefunden; aber nun sollte die deutsche Wiedergeburt der griechischen Tragödie durch Wagner ihre Fortsetzung und Weiterbildung finden, hinüber ins Reich der Begriffe, durch ihn selbst! Sein Bild vom Philosophen hat von Anbeginn an einen feierlichen und erhabenen Anstrich; heroisch und heilig soll der Verkündiger der Wahrheit sein, weniger ein Lehrer als ein Weiser. (Geburt der Tragödie

Der Skeptizismus
als Nährboden
für Kunst und
Wissenschaft

Nietzsches
Wirkung auf
das Ganze

Abschn. 15): „Da bricht die neue Form der Erkenntnis durch, die tragische Erkenntnis, die, um nur ertragen zu werden, als Schutz und Heilmittel die Kunst braucht.“ Dabei schrieb er sich damals schon heimlich auf („Wir Philologen“ Aph. 293, Nachlaß 1874/75): „Ich träume eine Genossenschaft von Menschen, welche unbedingt sind, keine Schonung kennen und „Vernichter“ heißen wollen: sie halten an alles den Maßstab ihrer Kritik und opfern sich der Wahrheit. Das Schlimme und Falsche soll ans Licht! Wir wollen nicht vorzeitig bauen, wir wissen nicht, ob wir je bauen können, und ob es nicht das Beste ist, nicht zu bauen. Es gibt faule Pessimisten, Resignisten — zu denen wollen wir nicht gehören!“ Also — er träumt eine Genossenschaft; er glaubt an irgendeine Möglichkeit seiner Popularität, und dann schreckt ihn wieder die Ahnung der vielleicht unüberwindlichen Schwierigkeiten, jemals populär zu werden („Wir Philologen“ Aph. 269): „Das Unvolkstümliche der neuen Renaissancekultur: eine furchtbare Tatsache!“ Nietzsche hat, so individuell personalistisch er stets gedacht hat, doch ohne Unterlaß die Gesamtheit im Auge gehabt; sein Persönliches hat stets etwas Massenhaftes an sich gehabt. Von jeher. Seit er die Feder führt, erwartet er die Geburt des Genies aus dem trächtigen Mutter Schoß der anonymen Masse; wenn das Volk gesund sein soll, muß man es träumen lassen und darf es nicht in seinem Schlafe stören. Nur um seiner Bewußtheit willen fühlt sich Nietzsche in jenem für beide Teile wohlthätigen Gegensatz zur Menge, der ihn zum radikalen Individualisten gemacht hat; im übrigen ist er mit allen Instinkten an die menschlichen Kollektivempfindungen gekettet und in den allgemeinen sozialen Zusammenhängen verankert — wie anders wäre sonst sein Dionysosbegriff zu deuten? Eben doch ein Aufgehen im Allgefühl, und zwar in einem warm humanen, nicht in einem kühl kosmischen! Im Problem der Artsteigerung zur Gattung des Übermenschen gipfelte all sein Dichten und Trachten. Das läßt sich sehr unphantastisch und realistisch auffassen: wer inne wird, daß er Ohren hat, geht und lernt vom Musiker; wer sich seiner Augen bewußt wird, geht zum Maler, wer seine Muskeln schwellen spürt, der geht zum Krieger, und wem das gute Herz überfließt, der geht zum Wohltäter. Wäre der Ausdruck „Lebenskünstler“ nicht so abgegriffen, es gäbe keine bessere Bezeichnung dafür, wie Nietzsche will, daß man die Wahrheit suche. Weit, weit unter den Ahnungen und Bedürfnissen

des einzelnen, dicht an der Herzwurzel aller urmütterlichen Menschlichkeit setzt er ein. Solange er nur für den einzelnen da ist, solange er nicht das Gehör der Völker besitzt, solange hat er in seinen eigenen Augen nichts erreicht. Noch ist sein Ruhm in diesem ausschließlich individualistischen Stadium befangen — Beweis genug, daß er selbst sich damit nicht zufrieden geben würde. Erst von jetzt ab kann es sich entscheiden, ob er siegen wird — was er siegen heißt. Die ganze bisherige Nietzscheverehrung war ein Vorspiel vor der Entscheidung.

Indessen ist auch mit der Schwungkraft, die Nietzsches unerbittliche und leidenschaftliche Lebensliebe den europäischen Kulturtrieben einzuverleiben vermag, die letzte und wichtigste Wirkungsmöglichkeit noch nicht aufgedeckt. Er kann den auf Regeneration und Sanierung der Volkskräfte gerichteten Organisationen zum Schutzgeist werden; aber der eigentliche Segen seines Werkes, in dem ein äußerster Individualismus zum Ausdruck kommt, entscheidet sich folgerichtig nur im einzelnen. Um verständlich zu machen, was meiner Meinung nach Nietzsche der modernen Seele sein kann, muß ich abermals ein konkretes Beispiel zu Hilfe nehmen. Ich greife aus dem heurigen Weihnachtsbüchermarkt einen Band heraus: „Die Laterne“ des Baslers Jakob Schaffner (Berlin, S. Fischer 1907) und aus dieser Novellensammlung wieder eine kurze Genialität von einem Dutzend Oktavseiten, die den Titel führt „Die Eschersche“ und seinerzeit im „Simplizissimus“ zum Vordruck gelangt ist. Der epische Gehalt des Geschichtchens läßt sich in einen einzigen Satz ausziehen — diesen: Ein junger Techniker, in einem Metallwerk mit der Bedienung der größten Maschine (aus der Firma Escher) betraut, hintersinnt sich und kommt vom Verstande, weil ihm an seinem stählernen Pflegling etwas nicht in Ordnung zu sein scheint und er doch nicht weiß, wo es fehlt und wie zu helfen ist. Dieser schlichte Vorgang steigert sich dadurch zu einer psychologischen Eminenz, daß er sich unter dem Gesichtswinkel einer religiösen Befangenheit darbietet: „Da stand sie riesengroß und zum Himmel brüllend, eine aufrechte Gotteslästerung. Sie war ein Wasserfall von Eisen und Stahl, ein metallener Wirbelsturm, ein Orkan von Blitzen und Schlaglichtern, eine glänzende, prächtige, unvernünftige Herrlichkeit, ein Großfeuer der rasenden neunmal konzentrierten Tatenwut des Lebensgeistes . . . Sie war zwanzigmal so groß als er. Die alternde Sonne beschien durch ein aufrechtes Fensterfeld hinter

Nietzsche
als Schutzgeist
der Individual-
entwicklung

ihm die unverhüllte brutale Anatomie ihres Leibes . . . Er schlug einen Hebel herum; da zischte die Eschersche und warf die Arme hoch. Er riß eine Stange heraus; da fuhr im Gewitter der doppelte Felssturz ihrer Riesenfäuste aus der Höhe herab, und der Boden zitterte. Das war das einfachste; sie tat mehr. Ein Druck, und sie rasselte auf und schleuderte baumschwere Eisenschäfte aus, dahin und dorthin, nach Süden, nach Nordwesten, nach Osten . . . Was gilt's: ein Wink, und die Eschersche führte eine tadellose Verbeugung aus vor Zeus, oder vor Jehova, vor jedem Gott, den ihr wollt. Sie macht zwei, drei Reverenzen in ihren Hüftscharnieren, sie knarrt einmal mit ihrer verfluchten Gurgel, und alle erbleichen . . . Und wenn sie ihre Haltung wechseln sollte, so sagte er in Gedanken zu ihr: Wenn's beliebt! denn er hatte Respekt vor ihr. Wenn sie freischte, so hörte er aufmerksam hin, daß es der rechte Ton war; denn es blieb sich nicht gleich, freischen und freischen; sondern nachdem sie angerufen wurde, nachdem antwortete sie. Brüllte sie auf, so war das großartig, beides, anzuhören und anzusehen . . . Aber eines hohen Mittags, als das blaßgelbliche Volllicht der Sonne wieder durch das aufrechte Scheibensfeld auf den Riesenleib der Escherschen fiel, merkte A. Hermans, daß die Eschersche über ihn auf einmal anfang zu lachen. Zu lachen mit Gebrüll: huaj, huaj, huaj! Wie ein Indianer aus dem Lederstrumpf, oder wie ein Negerkönig. Sie lachte zwei, drei Stöße mitten aus ihrem Kreischen heraus, und arbeitete dann in ihrem bekannten Stil weiter, als ob nichts geschehen sei. Das war nun sonderbar. Es war eigentlich gegen den Vertrag . . . Möglicherweise hatte es sie einfach gefitzelt irgendwo. Warum sollte es sie nicht fitzeln? Und wenn einer gefitzelt wird, so muß er eben lachen. Weshalb sollte sie da nicht auch lachen? — Es war aber nicht an dem, sondern die Eschersche lachte ein zweites Mal. Sie lachte auch zum drittenmal. Sie blieb überhaupt dabei und lachte weiter. Sie lachte diesen Nachmittag durch bis zum Feierabend: huaj, huaj, huaj! . . . Es war etwas, das über ihm überhaupt existierte, und das überhaupt tat, brüllte, freischte, knarrte, schlug, warf, hob. Und jetzt also lachte. Und morgen vielleicht ficherte. Seine Seele war fähig, mit allem, was da war, in Fühlung zu sein; aber es durfte ihm nicht mit Fastmachten kommen; darin verstand er keinen Spaß . . . Er unterschied nicht zwischen dem, was von außen als Wirkliches zu ihm kam, und dem, was seine unter-

irdische Phantasie dazu gab; er war ein heimlicher Phantast, und da lag die schwache Spitze seiner Persönlichkeit. Die Eschersche war sein Gefühl, und sein Gefühl von der Escherschen war sie selber. Und der übermächtige Eindruck, mit dem sie seine langsame Seele belastete, wirkte auf seine innere Verfassung wie ein Probierzug auf eine schlechte Eisenbrücke . . . Nein, er war nicht zu bemitleiden; die Sache lag ganz und gar bei ihm. Im Anfang ist der Wille. Was das Ding will, das wird das Ding sein. Warum hatte er nicht heftiger gewollt! Übrigens war es wirklich nicht schlimm. Es war nur, daß wieder eine alte Seele vor einem neuen Geist in ihre Nacht zurücksank.“ — Ich wüßte mir kein prächtigeres Beispiel, um, auf einen Stecknadelkopf verdichtet, die Quintessenz der „Tendenz Nietzsche“ vor aller Augen aufzuweisen, als dieses Prosagedicht meines Mitbürgers. „Hab ich's euch nicht gesagt“, müßte Nietzsche ausrufen, „da haben wir die Bescherung wieder einmal! Meint ihr denn, es geschehe aus einem lächerlichen und sinnlosen Hasse gegen einen Gott, der gar nicht existiert, daß ich euch in erster Linie von der Religion abrate? An dieser verhängnisvollen Bezogenheit eines gemütvollen Menschen auf den im Grunde toten, aber von ihm vergötterten Gegenstand seiner Verehrung ist da ein begabter Jüngling zu Grunde gegangen; dieser kleine Maschinist ist verrückt geworden, weil er zu seiner Maschine über ein religiöses Verhältnis nicht hinausgekommen ist, statt frei und selbständig über ihn dazustehen und zu sagen: Du bist Geschöpf von Menschenhand, ich darf mich von dir nicht unterkriegen lassen. Gerade in dieser Religiosität sehe ich die Schwäche, von der den Menschen geholfen werden muß. Die Seelenkraft verflüchtigt sich und verdampft sinnlos ins Blaue hinaus statt aufgefangen und in Produktion umgesetzt zu werden. Denn daß ihr's nur wißt, gerade um diesen kleinen Maschinenjüngling ist es schade: aus solchen versonnenen Seelen, die sich vor Liebe zu den Dingen nicht mehr zu helfen wissen, muß sich die neue Menschheit zusammensetzen. Das darf nicht länger vorkommen, daß an phantastischen Einbildungen die besten menschlichen Kräfte zugrunde gehen. Dieser A. Hermans war dazu berufen, Maschinen zu bauen, gegen die seine Eschersche ein Kinderspiel gewesen wäre. Wenn es nach mir gegangen wäre, dann hätte dieser arme Fromme von Erziehung wegen die richtigen Instinkte in der richtigen Lagerung und Reihenfolge im Leibe gehabt und sich gesagt: Die

Die Sache als
Gefühl,
das Gefühl
vor der Sache
sie selber!

Die Vergötterung
des Geschöpfes
durch den
Schöpfer

Der Schmerz
über die
Entartung eines
außerordentlichen
Menschen

Eschersche lacht! Halt, jetzt gilt es ernst! — Und da hätte er denn zunächst das Gemüt abgebunden und den Intellekt vorge-schickt; wenn dann sein sokratisches Element durch ein vernünftiges rein logisches Vorgehen Aufklärung geschaffen hätte, ob und wo es der Escherschen fehle, und welcher einer Abhilfe es bedürfe, so wäre nach dieser kühlen Prozedur nachher um so heißer das dionysische Element aufgelodert; mit dieser naturgemäßen Aus-wechselung gegenpoliger Seelenkräfte, erst der Verstandestätig-keit und dann der Gemüthstätigkeit, wird der Mensch zum Schöpfer und kann Maschinen bauen und Reiche gründen, mit Wort und Ton und Linie und Farbe neue, große Welten vor euch hin-stellen! Begreift ihr nun, weshalb ich euch diese schwächliche Bezogenheit und Lückenbülle und Krückenhinkerei von Grund aus entwerfet habe, genannt Religiosität? Begreift ihr, warum meine Guten die Starken sind und warum ich die Schwachen böse heiße? Und begreift ihr endlich, wie ich das verstanden haben will, in Freiheit nur auf sich selber stehen?“ Man mag ein-wenden, ich schiebe unter, wenn ich Niezsche auf diese Weise von mir aus redend einführe; aber man höre doch, was er selber wörtlich sagt: „Es gibt vielleicht wenig so empfindliche Schmerzen, wie der es ist, einen außerordentlichen Menschen aus seiner Bahn geraten und entarten zu sehen: wer aber ein Auge für die ungeheuerliche Zufälligkeit hat, welche bisher in Hinsicht auf die verborgenen Möglichkeiten des Menschen im Großen und Ganzen der Menschheit, im Gewirr der Völker-Schicksale, Völker-Beziehungen und Abtrennungen gewaltet hat, der leidet an einem Leiden, mit dem sich nichts vergleichen läßt: denn er faßt mit einem Blicke, was alles, bei einer günstigen Ansammlung und Steigerung von Kräften und Aufgaben, aus dem Menschen zu züchten wäre, und an was für erbärmlichen Dingen gewöhn-lich irgendein Werdendes höchsten Ranges plötzlich zerbricht, ab-bricht, absinkt, erbärmlich wird.“

Doch genug der Beispiele. Wir können nun daran denken, unser Urtheil über Niezsches Wert und Bedeutung abzuschließen, und den hochragenden Standort, auf den er nach unserer Mei-nung in der Geschichte der Philosophie Anspruch hat, mit aller erforderlichen Deutlichkeit zu umschreiben. Niezsche hat Feinde von rechts und von links, sie sind unter sich Gegner, werden aber einig im gemeinsamen Kampfe gegen ihn. Diese zweierlei Feinde sind einmal alle eingefleischte Religiösen und sodann alle

eingefleischten Skeptiker. Die Religiösen sagen: „Er hat Gott gelästert. Er hat seinen Lohn dahin; sein Lohn war der Wahnsinn!“ Die Skeptiker sagen: „Er ist viel zu kurz gesprungen! Er hat als Schriftsteller und als Denker nur eine ungemeine Ohnmachtsanwandlung zuwege gebracht; Wollen und Handeln ist ein Schulfall von einer Velleität. Er hat ja nicht mehr gewußt, wo aus und ein. In Summa: Ein Zwischenfall! Doch dieses nur beiläufig. Gehen wir zur Tagesordnung über!“ Mit diesen beiden wird er es also zu tun bekommen — mit den Kirchenläufern und mit den Buchgelehrten, auf alle Fälle also mit Pharisäern und Besserwissern. Lassen wir sie gewähren, und freuen wir uns des guten und redlichen Verständnisses für ihn! Er ist mit nichts nebenauss geraten; er steht in Reih und Glied; er ist der Endpunkt einer schnurstracks verlaufenden Linie — ein großer Vollender und ein noch größerer Anfänger! Von der monumentalen Bogenspannung, die von Athen aus über Jerusalem, Rom und Byzanz hinweg das mehr als zweitausend Jahr alte Kulturleben Europas bis zum heutigen Tage überbrückt, sprachen wir schon; es ist eine zu allgemeine und weitschweifige Beziehung, als daß mit ihr schon Nietzsche volle Gerechtigkeit widerführe. Auch wenn wir unsere Abmessung auf die Basis der modernen Denkfangelegenheiten hin triangulieren und Nietzsche nach der Reformation (Luther oder Calvin) und nach der Renaissance abschätzen wollten, ergäbe sich die wünschenswerte Genauigkeit auch noch nicht. Wir sehen uns auf den engeren Kulturkreis angewiesen, der von uns aus bis ins achtzehnte Jahrhundert reicht. Und hier nun lautet die Stationenreihe: Kant — Schopenhauer — Nietzsche. Kant war ein Stubensitzer, und Schopenhauer hat den Salon geziert; nun handelt es sich einzig und allein um die Frage, ob nicht trotz aller und alledem Nietzsche der Stärkste und Robusteste von ihnen gewesen ist, weil er ganz einfach kurzen Prozeß gemacht hat, nämlich die Philosophie ohne Federlesen bei der Hand faßte, die Widerstrebende aus der Akademie und aus der Gesellschaft herausholte, sie in die Massen hinführte mit dem Befehl: „Da gehörst du hin! Du bist für alle da! Es verstößt wider die Sittlichkeit, daß das Volk immer nur mit Religion abgespeist wird, während man obendran längst Bescheid weiß, inwiefern wir nun nachgerade um dreihundert Jahre weiter sind.“ Gerade Nietzsches schroffer Gegensatz zu Demokratie und Sozialismus verrät, daß seine Philosophie auf einen fundamen-

Die Begriffsreihe
Kant—Schopen-
hauer—Nietzsche

talen Kontrast hin angelegt ist, als dessen Ergänzung und Gegengewicht sie sich fühlt. Sein *odi profanum vulgus* ist keine rein gegenständliche Erkenntnis, sondern eine Kriegserklärung an einen Gegner, mit dem er gern gut Freund wäre, wenn der sich seiner Herrschaft zu fügen vermöchte. Nießsches Aristokratismus war seine Art, das Volk ernst zu nehmen, ohne es zu kennen. Nießsche war nicht auf eine ökonomische Standesabgrenzung bedacht, sondern auf eine sittliche. Seine Philosophie der Vornehmheit, wie sie von Simmel richtig bezeichnet worden ist, ist eine allgemeine Moralsforderung;

*Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908
ist hier der Text gekürzt worden*

Gemüt und
Charakter als
metaphysischer
Schwerpunkt
des Daseins

Nießsche hat diese Eigenschaft nur noch zu bewähren, und sein Fortschritt über Kant und Schopenhauer hinaus wird klar am Tage liegen. Aber ebenso klar dann auch, daß er zu ihnen gehört und ihr Werk zum Abschluß brachte. Für alle drei ist Philosophie in gleichem Maße jene wichtige und schwierige Angelegenheit, in der es für den Menschen heißt, Balance zu halten zwischen Intellekt und Charakter, zwischen Logik und Gemüt. War es doch das Wunderbare bei Kant, daß er, der Aufklärer, den metaphysischen Schwerpunkt des Daseins im menschlichen Gemüt und Charakter aufgewiesen zu haben glaubte! Schopenhauer stand mit seinem Lobpreis von der Güte des Herzens durchaus auf der festen Grundlage von Kants praktischer Vernunft, und mit gleichem Rechte dürfen wir sagen, daß auch das dionysische Element Nießsches, hierin dann durchaus das Äquivalent von Kants metaphysischem, erst als ein in Erfüllung gegangenes Ideal gelten kann, wenn die animalische Herkunft und barbarische Beschaffenheit unserer Vitalität vollkommen klar geläutert und durchstimmt ist von Charakterbildung und Gemütsadel.

Damit mag es sein Bewenden haben. Es bedarf nur noch eines Wortes, das bei einer derartigen Auffassung von Nießsches Philosophie vor dem Mißverständnis schützt, als bedrohe ein solches Gleichgewicht von Egoismus und Altruismus, bei der zudem noch herrschenden Möglichkeit eines zunehmenden Übergewichts des letzteren, den Individualismus, der doch bei Nießsche als die bewiesenste Eigenschaft seiner Denkweise zu gelten hat. Als Nießsche sich darauf verlegte, die wuchernde Vielheit durch

überlegene Einzigkeiten im Schach zu halten, hat er bekanntlich seinem Mißvergnügen in dem Ausdruck vom Herdencharakter Luft gemacht. Damit erklärt sich der Grund seiner Verstimmung. Nicht der Zusammenhang und die gegenseitige Fühlung war es, was ihm mißfiel, sondern die zu große Dichtigkeit und Überhäufung in der menschlichen Gemeinsamkeit. Ihm schwebte unter Menschen eine Form der Brüderschaft vor, wo die Individualitäten in genügenden Abständen voneinander sich gegenseitig doch nicht aus Augen und Sinn verlören, also daß jeder ausgereifte und vollwertige Einzelne über genügend Spielraum um sich herum verfügte, um ganz aus sich heraus zu gedeihen, und doch den allgemeinen Bedingungen einer fördernden Zusammengehörigkeit nicht beraubt wäre. Deshalb würde das unliebsame Bild von der Herde, in deren Gewühl und Drängen alle Eigenheit des einzelnen Exemplars erstickt, vielleicht mit Glück an das Gleichnis von einem Garten zu vertauschen sein, in dem zwar das Stück Land für alle Gewächse eine einheitliche Lebensgrundlage abgibt und doch sein Gepräge als Garten nur durch die Mannigfaltigkeit der Bepflanzung erhält. Die Bäume vor allem sind es, aus denen sich das Gesicht des Gartens zusammensetzt, und doch ist die Willkür dabei außer Spiel; — etwas schicksalmäßig von vornherein Gegebenes bestimmt Wert und Anblick. Baum für Baum ist da festgewurzelt, wo er angewachsen ist; keiner kann von der Stelle; jeder muß sehen, wie er mit Sonne und Schatten und Regen und Wind zurecht kommt. Die Begabung, die der einzelne mitbekommen hat, ist sehr verschieden, je nach Wassernähe und Gattung. Jeder muß trachten, was er sich an Säften aus dem Erdreich bestes erraffen kann; ob aber der Boden, auf dem er steht, fett oder mager, fruchtbar oder dürr ist, damit muß er sich abfinden; dafür kann er nichts, denn er hat sich nicht selber gepflanzt. Es ist daran zu erinnern, daß Gottfried Keller auf ähnliche Weise (im dritten Bande des „Grünen Heinrich“) sich aus dem Pflanzenreich sein Sinnbild für menschliche Tüchtigkeit entliehen hat: „Alles Schaffen aus dem Notwendigen heraus ist Leben und Mühe, die sich selbst verzehren, wie im Blühen das Vergehen schon herannaht. Dies Erblühen ist die wahre Arbeit und der wahre Fleiß; sogar eine simple Rose muß vom Morgen bis zum Abend tapfer dabei sein mit ihrem ganzen Korpus und hat zum Lohne das Welken. Dafür ist sie aber eine wahrhaftige Rose gewesen.“ Vielleicht wird es

Herdenvergleichnis
und
Gartengleichnis

unter der Kraft des Hinweises auf diese klassische Stelle, für einleuchtend befunden, dem Herdengleichnis Nietzsches nicht un-symbolisch den nackten Begriff der selbstherrlichen Einzelpersönlichkeit entgegenzustellen, sondern durch dieses Gartengleichnis an einen Individualismus zu erinnern, der durchaus auf gemeinschaftlichen, solidarischen Voraussetzungen beruht. Man kann am Gesamtwachstum eines Gartens schwer nachweisen, wo der Egoismus aufhört und der Altruismus anfängt: Sonne und Wolke sind da das allgemeine, gleichzeitig zu ertragende Los. Zwischen den Blüten verschiedener Stämme, die sich selber ferne bleiben, vermittelt das schwärmende Insekt und der bestäubende Wind; aber den Ausschlag gibt doch, auch für die Gesamtheit, das Gedeihen der einzelnen Pflanze. Ich meine, daß ein solches Zusammenleben auch für uns Menschen Nietzsche als Traum seiner neuen Kultur vorgeschwebt hat: eine blühende und grünende Gemeinsamkeit, die aber nur dadurch zustande kommt, daß einer vom andern geziemenden Abstand einhält und ganz auf sich selber steht; Schlinggewächse und Schmarotzer mögen mit unterlaufen; sie bringen die Aufrechten nicht zu Fall und vollenden die unermessliche Fülle des allgemeinen Reichtums. So ihr nicht werdet wie die Pflanzen — —!

Nietzsches
Modernität

Indessen ist einer letzten Auswirkung von Nietzsches philosophischem Individualismus auf die Ausgestaltung seines Systems zu gedenken. Der auffallend impressionistische Charakter ist an seinem Denken und seiner Darstellungsweise wohl zur Genüge hervorgehoben worden, um den Aspekt seiner Philosophie als etwas durchaus Neues von der gesamten bisherigen Vergangenheit zu unterscheiden. Für unsere heutigen Begriffe ist Nietzsche der erste durch und durch moderne Denker. Dies drückt sich eben aus in der nervösen und momentanen Art, wie er Eindrücke aufnimmt und wieder aus sich herausstellt; sprudelnd, sprunghaft, affektvoll. Sein philosophischer Vortrag ist geistige Freilufttechnik; er wandelt als aphoristischer Denker, durchaus in den Spuren des *plein air*, indem er alles auf die genaue Differenzierung und auf die feine Nuance abstellt. Wenn es dem impressionistischen Maler keine Ruhe läßt, bis er dahinter gekommen ist, wie selbst ein einzelner winziger Grashalm im Lichte steht und in der wechselnden Luft sich verändert, so hat auch Nietzsche rastlos das menschliche Seelenleben allen Eventualitäten unterstellt, nur um ja sicher zu sein, daß ihm nichts entging. Scheinbar im Wider-

spruch dazu steht ja freilich sein notorischer Mangel an Kenntniss des realen Lebens; dafür hat er in seinen guten Stunden eine um so erstaunlichere Beobachtungsschärfe als Psychologe an den Tag gelegt, und besonders mag gerade die Einsicht, daß es ihm in dieser wichtigsten Hinsicht an unbedingter Zuverlässigkeit gebreche, jenen Impressionismus desto mehr als heißen Wunsch empfinden lassen, der aus der Tendenz Nietzsche nicht wegzudenken ist. Aber damit haben wir schließlich doch auch nur den halben Teil in Nietzsches Modernität aufgewiesen und zwar zudem nur den passiven. Die aktive Hälfte seiner Modernität heißt Bewußtheit. Impressionabel sein hieße schwach sein ohne den erforderlichen Vorrat an Widerstand und Hemmungen, — und hier sind wir nun an dem Punkte angelangt, wo das Pflanzen-gleichnis allerdings nicht mehr ausreicht und Nietzsche vielmehr den Menschen an den Besitz seines Willens erinnert. Diesen Willen setzt er zum Gärtner ein über das sprossende und wuchernde Triebleben der Gesamtheit; er gibt dieser Republik von Individualitäten, die sich gegenseitig umgeben und aufeinander angewiesen sind, obschon sie sich im Grunde nichts angehen und einander nicht helfen können, einen Vorgesetzten, der frei unter ihnen umherwandelt mit der erforderlichen Fähigkeit und Befugnis, überall da, wo er es für nötig hält, bestimmend einzugreifen. So wird denn eben der Gärtner, der nach eigenem Ermessen sät und pflanzt und gießt und pfropft und züchtet, doch zum Herrn und Schöpfer des Gartens. Wir verstehen nun auch, warum Nietzsche sich an das Herdensymbol gehalten hat, weil es ihm vor allem darauf ankam, an frei einherschreitenden Wesen den Mangel an Selbstbestimmung als die eigentliche Sünde zu tadeln. Wir sehen auch ein, daß es ihm mit jener Unterscheidung gar nicht so sehr darum zu tun war, die Singularität von der Pluralität auszunehmen, als eben durch die Sägung des Herdenmenschen die Forderung des Führers und Hirten zu gewinnen, so daß hier besonders deutlich die durchaus soziale Fragestellung seines Systems zutage tritt. Wenn denn der Mensch dem Gotte Dionysos heilig sein sollte, so mußte dem neuen Philosophen nichts mehr am Herzen liegen, als die Triebe nicht einschlafen zu lassen, die Säfte vor Vertrocknung und Eindickung zu bewahren; als das, was ihm am meisten im Kopfe herumging und zu schaffen machte, bezeichnet er selbst: „Die Menschen auf Wag-nisse und Versuche hinzutreiben, mit welchem man vielleicht neue

Passiv:
Impressionismus
— aktiv:
Bewußtheit

Nietzsches
umfassende Ein-
sicht in die
menschliche Not

Arten und Über-Arten des Menschen züchtet: dazu sind Führer nötig, befehlende, fühne und vornehme Menschen mit einer umsichtigen, erfinderischen und umfänglichen Denkweise, wie sie niemand vielleicht bisher gehabt hat. Das Bild solcher Führer ist es, das beständig vor mir schwebt: die Mittel, wie sie zu schaffen sind, die Gedanken, vermöge deren sie es aushalten, das furchtbare Gewicht einer solchen Aufgabe und Verantwortlichkeit zu tragen, — das sind meine inneren Beschäftigungen seit langen Jahren.“ Das uralte Prinzip der Bewegung und eines nie ruhenden Kreislaufes wird hier zur Bewußtheit erhoben und zum obersten Gesetz gemacht. Die Lösung sentimentaler Seelen „Excelsior“ und das spießbürgerliche Schlagwort vom „kulturellen Fortschritt“ erhalten hierdurch eine Energie und eine Muskulatur, die eine äußerste Anstraffung herausfordert und den schwersten Strapazen gewachsen ist. Das bezweckt Nietzsche mit seiner Vermännlichung Europas, und solange die Tragweite unserer Sinne sich nicht verändert und wir unter „Menschen“ nicht etwas ganz anderes zu verstehen haben, als das, wofür wir uns heute nach Empfindung und Wissenschaft halten, solange wird es schwer fallen, Nietzsche nachzuweisen, er habe etwas außer acht gelassen, was uns not tue. So daß also zu guter Letzt auch der Kritik an seiner Überschwenglichkeit und Selbsterhebung der Stachel genommen wäre! War er kein Schöpfer, so war er doch sein alles überschauender Entwerfer, und in diesem Sinne, ob er als richtunggebender Geist uns auf die rechte Fährte gewiesen habe oder nicht, ist das stolze Wort zu deuten, das er einst gegen Overbeck fallen ließ: Er halte dafür, umsonst gelebt zu haben, wenn er es nicht dahin bringe, daß einmal auf seinen Namen Jahrtausende ihre höchsten Gelübde tun!

II. Die Anfänge der Nietzscheverehrung



Das unbestimmte Gefühl, als sei Nietzsches Werk ihm über den Kopf gewachsen und müsse man ihm zu Hilfe eilen, um die Last, die ihn zu erdrücken drohte, zu stützen und vor dem Zerbrechen zu bewahren, mag unwillkürlich mit dem aufrichtigen Interesse an Nietzsche auch den Gedanken geweckt haben, seinen Namen zum Gegenstande einer Organisation zu machen. Ja man darf mit Bestimmtheit annehmen, daß aus der anwachsenden